

Überschätzte Zukunft – denunzierte Gegenwart – verdrängte Vergangenheit

Von Otto B. Roegele

Die Menschen in den hochindustrialisierten Ländern beschäftigen sich in wachsendem Maße mit der Zukunft. Institute, Vereine, Buchtitel, Geschäfte, in deren Namen der Begriff Zukunft oder ein mehr oder weniger fernes Jahr für die nötige Attraktion sorgen soll, schießen wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden. Die für den Massengeschmack so sensible Werbungsindustrie setzt auf die gleiche Karte. Kaum etwas anderes scheint so schick, so modern, so förderlich für die Karriere zu sein wie der Anspruch, man verstehe etwas von »Zukunftsforschung«.

Hier handelt es sich offensichtlich nicht um eine Mode-Erscheinung, die nur die Oberfläche kräuselt, sondern um eine Grundwelle des Zeitgeistes. Das Lebensgefühl, die Stimmung, das politisch-kulturelle Bewußtsein der Epoche werden zu einem großen Teil von ihr bestimmt, ohne daß dieser Umstand und die Veränderung zu früher, die er markiert, einigermaßen reflektiert würden.

Natürlich hat es auch ehemals nicht an Leuten gefehlt, die sich Gedanken über das Morgen gemacht haben. Die Sorge um das Morgen ist ein menschliches Urphänomen, das die Gattung *homo sapiens*, insofern es sich um bewußte, durch Erfahrung und Überlegung gesteuerte Sorge handelt, von den instinktgeleiteten Lebewesen abhebt. Die Astrologie, die Traumdeutung, die okkulten Praktiken vom Orakel zu Delphi bis zum Horoskop in der Regenbogenpresse haben ihre stärksten Antriebe aus dem Wunsch bezogen zu wissen, wie das Künftige beschaffen sein werde.

Die Zukunft scheint verfügbar geworden zu sein

Was jedoch diese früheren Bemühungen um eine Enthüllung des Bevorstehenden von der heutigen Beschäftigung mit der Zukunft grundsätzlich unterscheidet, ist die Stellung, in der sich der Mensch gegenüber dieser Zukunft zu befinden glaubt:

Wer vom Haruspex oder von der handlesenden Zigeunerin erfuhr, wie es kommen werde, hatte zwar (scheinbar) ein Wissen über dieses Kommende, er konnte ihm bestenfalls ausweichen, ihm zu entrinnen oder es auszunützen suchen; ändern konnte er daran jedoch nichts, es war »Schicksal«. Gläubigen stand wohl noch die Waffe des Gebets zur Verfügung, um Schlim-

mes abzuwehren und Gutes herbeizuzwingen. Aber um Gott um gnädige Verschonung oder um einen Anteil am Glück zu bitten, ist es nicht notwendig, die Zukunft zu kennen; und wer an Gottes Allmacht glaubt, kann für menschliche Voraussagen ohnehin nicht allzuviel Respekt aufbieten. Dies hat eine gewisse, obzwar nicht völlige Immunität gläubiger Christen gegen die ehemals geübten Praktiken der Zukunftsentschleierung bewirkt.

Im Gegensatz hierzu sieht sich unsere Epoche – erstmals in der Geschichte der Menschheit – in der Lage, die kommenden Dinge nicht nur mit zuverlässigen wissenschaftlichen Methoden erforschen und daher mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit vorausschätzen, sondern sie auch maßgeblich beeinflussen zu können. Der Wandel der Einstellung, der dadurch ausgelöst wird, verdient ohne Zweifel kopernikanisch genannt zu werden. Er versetzt den Menschen in eine neue, bisher nicht gekannte, nicht erprobte Position gegenüber der Welt. Und es ist nicht ohne tieferen Sinn und zudem von enormer praktisch-politischer Bedeutung, daß dadurch erst die innere Bereitschaft geschaffen wird, Marxens Wort, die Philosophen hätten bisher die Welt nur verschieden interpretiert, jetzt komme es darauf an, sie zu verändern, in die Tat umzusetzen. (Es kommt ja gewiß nicht von ungefähr, daß marxistisches Denken und sozialistische Politik sich der Futurologie in besonderem Maße annehmen.)

Kein Wunder, daß ein solcher Wandel die Tiefenschichten der Seele mit ergreift und sowohl das religiöse Empfinden wie das Verhalten gegenüber Glauben und Kirche beeinflußt. »Seitdem es den Kunstdünger gibt, wird das Erntedankfest nicht mehr so richtig gefeiert.« In dieser schlichten Tatsachefeststellung eines niedersächsischen Kirchenmannes steckt mehr als das Ergebnis von Kirchgängerstatistik und pastoraler Beobachtung.

Natürlich muß sich in einer »Überflußgesellschaft« das Verhältnis zu den »Früchten der Erde« schon aus anderen Gründen ändern, was nicht einmal durch deren Hereinnahme in die neue Meßliturgie zu kompensieren sein dürfte. Wo Milliarden für die Einlagerung von »Butterbergen« aufgewandt und Millionen Tonnen Kaffeebohnen und Pflirsische ins Meer geschüttet werden, kommt das Wort vom »Erntesegen« nicht leicht über die Lippen – jedenfalls nicht den einigermaßen nachdenklichen Zeitgenossen.

Der älteren Generation, die zwei Weltkriege, zwei Inflationen und vier Hungersnöte mitgemacht hat, ist das »tägliche Brot« eine so unmittelbare Realität, daß selbst die Zweifel von Exegeten, ob es sich bei dieser Stelle im Vaterunser nicht um einen Übersetzungsfehler handle, ihr kaum Abbruch tun dürften. Aber die Generation, die jetzt heranwächst, weiß – soll man sagen: glücklicherweise? – nur »literarisch« (aus Kampagnen für Entwicklungs- und Katastrophenhilfe etwa), was Hunger ist; wie wird sie begreifen, daß dem gütigen Gott für eine Ernte gedankt werden soll, deren Ertrag von

Experten vorausberechnet, durch Art und Menge der Chemikalien vorausbestimmt und – womöglich – durch künstlichen Regen gesichert werden kann? Oder wird bis dahin die »List der Geschichte« dafür gesorgt haben, daß der Gebrauch chemischer Düngemittel in der Landwirtschaft eingeschränkt oder verboten werden muß, daß auch den »Wettermachern« aus Gründen des Umweltschutzes das Handwerk gelegt wird und eher Mißernten in Kauf genommen als Schädlinge vergiftet werden?

Wie immer diese Fragen eines Tages ihre Antwort finden mögen – jede der heute denkbaren Antworten hat Implikationen, die für die Prädisposition der Menschen gegenüber Religion und Kirche von Belang sind. Eine Pastoral, die ihrerseits nicht unempfindlich sein will gegenüber den Veränderungen, die Zeitgeist und technisch-kulturelle Entwicklungen heraufführen, wird wohl benötigt sein, sich hierauf bei Zeiten einzustellen.

Zukunftsforschung und wie man sie mißversteht

Nachdem der (heute in Berlin lebende) Politologe Ossip K. Flechtheim 1943 den Begriff »Futurologie« geprägt und den Grund zum Ausbau einer eigenen Disziplin dieses Namens gelegt hat, erlangte die Zukunftsforschung Hausrecht in der akademischen Wissenschaft. Seither haben sich die Methoden und Arbeitsergebnisse dieses Faches beträchtlich entwickelt. Aber leider wird die öffentliche Diskussion weniger von den ernsthaften Wissenschaftlern beherrscht, die über die Möglichkeiten und Grenzen zuverlässiger Vorausschätzungen (zumal im Bereich gesellschaftlicher Entwicklungen) genau Bescheid wissen, wenn sie sich in ihren prognostischen Äußerungen auch nicht immer von diesem Wissen allein bestimmen lassen, als vielmehr von den Popularisierern und Ausnützern im zweiten und dritten Glied, die von keinem methodenkritischen Zweifel angekränkt werden, sondern einfach durchdrungen sind von der lustvollen Entdeckung, daß sich nun ein alter Menschheits Traum erfülle, indem das Künftige nicht nur wißbar, sondern sogar machbar geworden sei.

Am meisten muß wohl bedauert werden, daß die seriösen Praktiker der Planung aus Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung bei alledem kaum gehört werden. Sie sind, aus Erfahrung natürlich, am skeptischsten, was die Zuverlässigkeit von Voraussagen angeht. Sie tragen ja auch die Last der Verantwortung, sich für die eine oder andere der angebotenen Möglichkeiten entscheiden – und die Folgen auf sich nehmen zu müssen. Sie haben das feinste Gehör für die einschränkenden Unter- und Zwischentöne in den Prognosen der Wissenschaftler entwickelt. Aber es fehlt ihnen an dem Drang und der Leichtigkeit, sich der Öffentlichkeit gegenüber zu äußern, obgleich diese Öffentlichkeit eigentlich an nichts stärker interessiert sein sollte als an

der möglichst schonungslosen Darlegung der Planungsfehler, die aufgrund von Fehlschätzungen unterlaufen sind.

Zwei Mißverständnisse sind es vor allem, die eine populäre »Futurologie« einerseits so anziehend, andererseits so unzuverlässig erscheinen lassen:

Das erste Mißverständnis bezieht sich auf den Anwendungsbereich der Voraussagetechnik. Man unterscheidet nämlich in der öffentlichen Debatte viel zu wenig zwischen Vorausschätzungen auf *technologischen* Gebieten, wo strenge Naturgesetze gelten und kaum »Überraschungen« – es sei denn durch Naturkatastrophen – zu erwarten sind, und Vorausschätzungen im Bereich des *Lebendigen*, wo zwar auch Naturgesetze eine Rolle spielen, aber nicht allein, sondern nur mit jenen Einschränkungen, die durch die »biologische Unschärfe« (also durch die Komplexität des Lebendigen) und durch die Spontaneität, die Willkürhandlungen, die Willensfreiheit des Menschen und der menschlichen Kollektive gegeben sind. Die nächste Mondfinsternis läßt sich exakt vorausberechnen; über die Geburtenfreudigkeit in Ghana im Jahre 1985 können nur mehr oder minder unsichere Vermutungen geäußert werden.

Das zweite Mißverständnis erklärt sich bis zu einem gewissen Grad aus dem ersten und bezieht sich auf die Methoden der Voraussagetechnik. Mancher glaubt, den Zauberstab der Futurologie in der Hand zu haben, wenn er weiß, was das Wort Extrapolation bedeutet: die Ausdehnung einer mathematischen Beziehung über den Punkt hinaus, bis zu dem die empirisch gewonnenen Daten geführt haben, also etwa die Verlängerung einer linearen oder logarithmischen Kurve aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft hinein.

Um ein Beispiel zu nennen, das in der letzten Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hat: Das Wachstum einer Seerose hat in jeweils vierundzwanzig Stunden eine Verdoppelung der Wasserfläche, die durch Blätter bedeckt wird, zur Folge. Man bemerkt dieses exponentielle Wachstum anfangs kaum, und man findet es auch noch nicht bedrohlich, wenn die Hälfte des Teiches überwuchert ist. Aber dann dauert es nur noch einen Tag, bis man kein Wasser mehr sehen kann. – Das Beispiel wurde erzählt, um den Zustand zu charakterisieren, in dem sich unsere Welt hinsichtlich Luftverschmutzung und Ausbeutung der Naturkräfte angeblich befindet, und es macht nun die Runde. Aber es hat einen Fehler: Wenn das Wetter kühler wird, wächst die Seerose nicht mehr so schnell. Und wenn sie eine gewisse Größe erreicht hat, wird ihr Wachstum aus »inneren Gründen« langsamer.

Manche Befürworter der Geburtenbeschränkung schockieren mit Vorliebe durch Voraussagen über die Milliardenzahl der Weltbevölkerung, die sie aus dem Verlauf der Geburten- und Sterberaten in den letzten Jahrzehnten extrapoliert haben. Sie »vergessen« dabei, daß die moderne Hygiene und die naturwissenschaftliche Medizin sich in weiten Teilen der Welt gerade in

den letzten Jahrzehnten rapide auswirken konnten und daß diesen Auswirkungen natürliche Grenzen gesetzt sind, so daß die Entwicklung der letzten Jahrzehnte keinesfalls als konstant angenommen werden kann. Sie pflegen auch nicht zu erwähnen, das alle bisherigen Erfahrungen für eine negative Korrelation zwischen Lebensstandard und Geburtenfreudigkeit sprechen. Mit anderen Worten: Wenn der Lebensstandard in einem Volk eine gewisse Höhe erreicht hat, beginnt die Zahl der Kinder, die geboren werden, zu sinken. Auch von dieser Seite her verbietet sich somit die reine Verlängerung der in der Vergangenheit erhobenen Tendenz in die Zukunft hinein. (Damit soll selbstverständlich nichts gegen den Ernst und die Schwere der Probleme, die mit dem Wachsen der Weltbevölkerung und zumal der Bevölkerung in den technisch unterentwickelten Ländern gegeben sind, gesagt werden. Das Beispiel dient hier zur Illustration des Irrtums, die Methode der unkorrigierten Extrapolation führe allemal zu Ergebnissen, die einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad besitzen.)

Die seriösen Futurologen und Planungspraktiker haben vielleicht am meisten unter den Folgen dieser Irrtümer und Mißverständnisse und unter den teils naiven, teils raffinierten Umtrieben der Popularisierer und Ausnützer zu leiden. Diese bringen nicht nur wissenschaftliche Bemühungen ins Zwielicht, denen öffentliche Schonung um so mehr zu wünschen wäre, als es sich bei der Futurologie um ein junges, noch ungefestigtes und daher mit enormen Problemen ringendes Fach handelt; sie machen auch den Planungspraktikern die Arbeit unnötig schwer, weil sie unerfüllbare Erwartungen gegen sie in Gang setzen. Schließlich kann es dahin kommen, daß die Enttäuschung über die Nichtverwirklichung des Unmöglichen überhandnimmt und sogar das Mögliche und Nötige verhindert.

Mobilisierung der Ansprüche

Hier kommt die politische Dimension ins Spiel. Der Tübinger Soziologe Friedrich H. Tenbruck hat darauf hingewiesen¹, daß die wachsenden Möglichkeiten des Menschen, über seine Lebensumstände zu verfügen, ihn zugleich daran hindern, sich der Gegenwart mit der nötigen Energie zu stellen. In früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden war der äußere Rahmen des menschlichen Daseins eindeutig vorgegeben und klar umrissen: die Natur, die Gesellschaftsordnung, das Herrschaftssystem, das Eingebundensein in Tradition und Sitte. Wissenschaftlich-technischer Fortschritt und kultureller Wandel vollzogen sich allmählich, in relativ langen Zeiträumen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Vom Beginn der Menschheitsgeschichte bis nach

¹ In: »Die politische Meinung«, Nr. 137/1971.

Goethes Tod hat sich die Schnelligkeit der Fortbewegung kaum vergrößert; die Leistung des Reitpferds setzte die Grenze. Mit der Erfindung der Dampfeisenbahn kam der erste gewaltige Ruck in höhere Geschwindigkeitsbereiche. Dann dauerte es nur knapp hundertfünfzig Jahre, bis Weltraumraketen in unvorstellbarem Tempo Menschen und Material zu bisher unerreichbar erscheinenden Zielen zu transportieren imstande waren.

Durch die stürmische Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert hat der Mensch in den modernen Industriestaaten die Macht erlangt, über viele seiner Lebensumstände, die ehemals schicksalhaft festgelegt waren, aus eigener Kraft und nach eigenem Plan zu verfügen. Wo früher Hunderttausende jahrelang schaufelten und gruben, sind heute ein paar gigantische Maschinen am Werk, die in wenigen Tagen eine ganze Landschaft zu verändern vermögen. Um Berge zu versetzen, bedarf es keiner Wunder mehr, die der Glaube herbeizwingt. Und wenn er schon nicht das »Antlitz der Erde erneuern« kann, so ist der Mensch doch jedenfalls imstande, die Oberfläche dieser Erde bis zur Unkenntlichkeit umzugestalten.

Auch sozialer Wandel ist berechenbar und machbar geworden. Die Mobilität der Menschen hat sich vervielfacht – der Wohnort, der Arbeitsplatz, ja selbst der Beruf können mit einer Leichtigkeit gewechselt werden, die früher undenkbar schien. Selbst Naturkonstanten wie Klima und Wetter lassen sich im gewissen Umfang beeinflussen. Zu welchen Möglichkeiten es führen wird, daß Maschinen nicht nur Muskelkraft, sondern auch Gehirntätigkeit wie das Rechnen und die Lösung komplizierter mathematischer Aufgaben übernehmen, ist noch nicht in allen Konsequenzen abzusehen. Selbst die Manipulation der Erbanlagen des Menschen, also die Veränderung seiner angeborenen und von ihm an kommende Generationen weiterzugebenden geistigen und leiblichen Eigenschaften, ist prinzipiell möglich geworden.

Nichts ist begreiflicher, als daß unter solchen Voraussetzungen der Gedanke an die Zukunft eine immer beherrschendere Rolle spielt. Im gleichen Maße, da Zukunft gewußt, geplant und gemacht werden kann, tritt die Frage, wie sie nun programmiert werden und wer zu ihrer Programmierung befugt sein soll, immer mehr in den Vordergrund. Und da alle irrationalen Hoffnungen und Wünsche der Menschheit in solche Erwartungen mit eingehen, zerfließt deren Horizont ins Unendliche.

Nach Tenbruck »führt die Situation der zur Verfügung über ihre Umstände organisierten Gesellschaft zu einer Zukunftsorientierung, die einen stetigen Überhang an Erwartungen mobilisiert . . . Je größer die Verfügungsmacht über die Umstände wird und je mehr sie sich in Tempo, Zahl und Mächtigkeit der Entscheidungen ausdrückt, desto beharrlicher richtet sich unser Blick auf das Morgen. Immer stehen Veränderungen an, werden Pläne gemacht, so daß wir uns auf die Tatsachen der Gegenwart kaum ernst-

haft einzulassen brauchen . . . Was *ist*, ist allemal schon entwertet, weil es bereits zur Reform gestellt ist oder mindestens anders gedacht werden kann. Trotz aller Verbesserung will sich keine rechte Befriedigung einstellen . . . Denn was ersehnt wird, verfällt, sobald es erreicht ist, der gleichen Abnutzung. Auch auf die neue Wirklichkeit braucht der Mensch sich innerlich kaum göltig einzulassen, weil sie wieder nur das Heute vor einem Morgen ist. Jede Reform wird zum bloßen Vorläufer der nächsten Reform, und hinter jedem Übel, das dem Glück im Wege steht, taucht bloß das nächste Übel auf, das nun erneut dem Glück im Wege steht.«

Wohlstand und Unzufriedenheit

Der hier geschilderte psychische Mechanismus vermag einen großen Teil unserer Gegenwartsphänomene zu erklären:

- die seltsame Disproportion zwischen Wohlstand und Unzufriedenheit (noch nie ist es so vielen Menschen so gut gegangen wie heute – nicht nur in materieller Beziehung, sondern auch im Hinblick auf Freiheit und Freizügigkeit, Bildungs- und Aufstiegschancen –, und trotzdem wachsen Unzufriedenheit, Unbehagen und Langeweile);
- den Gedächtnisverlust der öffentlichen Meinung (sobald eine Lohnerhöhung, eine Arbeitszeitkürzung, eine Urlaubsverlängerung, eine Disziplinierleichterung, jede beliebige andere Vergünstigung erreicht ist, sinkt der lange und mühselige Weg, der dazu geführt hat, sofort in Vergessenheit, das Erreichte wird zum fixen Status, zur »situation acquise«, über die nicht mehr diskutiert, ja nicht einmal mehr nachgedacht werden darf);
- die groteske Undankbarkeit im öffentlichen Leben (von dem, was sie geleistet haben, können Politiker und Parteien bei ihren Wählern nirgendwo über längere Zeit profitieren; sofort müssen neue Ziele verheißen, das heißt in der konkreten Politik: neue Versprechungen gemacht werden, soll die Berufung auf bereits Vollbrachtes nicht als lästige Selbstberühmung empfunden werden).

Nicht die einzige, aber wohl die wichtigste Ursache dieses Zustandes ist die Fixierung auf vorgestellte und erwartete Zukünfte, mit deren paradisischen Zuständen selbst die beste Gegenwart nicht konkurrieren kann. An dem, was man hat, sieht man ja vor allem die Nachteile und Schwierigkeiten; was man erst erwartet, aber noch nicht kennt, erscheint dagegen stets im hellsten Lichte seiner gedachten Vorzüge.

Es gehört nun einmal zu den Eigenheiten der Menschennatur, daß Glück und Sinnerfüllung des Daseins nur dort gewonnen werden können, wo einer sich wirklich engagiert, wo nicht bloß rationale Fähigkeiten während abgezierkelter Dienststunden nach Vorschrift angewandt, sondern die Kräfte der

ganzen Person investiert werden. Durch das ständige Infragestellen der bestehenden Ziele, Einrichtungen und Spielregeln, wie sie in der »kritischen Dauerreflexion« zum vorgeblichen Zwecke von Reformen erfolgt, verlieren die Beteiligten und betroffenen Menschen, die ja mit und in diesen Einrichtungen leben müssen, nach kurzer Zeit jede Übersicht und jeden Schwung. Wer nicht gerade Spezialist ist, kapituliert bald vor der Schwierigkeit, sich immer neue Gesetze, Richtlinien, Wahlordnungen usw. zu merken. Die meisten haben auch gar keine Zeit, mit den jeweils neuen Verhältnissen vertraut zu werden. Sie sehen sich somit den wenigen Spezialisten ausgeliefert, die noch in der Lage sind, mit dem Tempo der »Reformen« Schritt zu halten.

So breitet sich – gerade bei den Gutwilligen, die nicht leichtfertig handeln, sondern ihrem Gewissen folgen wollen – ein Gefühl der Rechtsunsicherheit aus, das Sorge und Angst hervorbringt. Bei dem Tempo der Neuerungen ist es nicht verwunderlich, wenn die Regelungen häufig Widersprüche und Lücken aufweisen; aber selbst wenn dies nicht der Fall ist, selbst wenn alles genau und vollkommen geregelt ist – die viel zu vielen, viel zu raschen Änderungen erzeugen aufs Ganze gesehen, eine lähmende Ungewißheit über das, was nun wirklich gilt. Die Ellbogentüchtigen, die Streber, die Rücksichtslosen, die Manipulierer, die Leute, die keine Gewissensbisse und keine Selbstzweifel kennen, da sie einer alleinseligmachenden Ideologie anhängen, haben es dann besonders leicht, sich durchzusetzen, wenn die Gewissenhaften unsicher geworden sind. Wenn niemand mehr genau weiß, was nun gerade noch erlaubt oder bereits verboten ist, gehört die Stunde denen, die das Gesetz nur als Ausdruck illegitimer Klassenherrschaft betrachten und es insofern respektieren, als sie die von ihm geschaffenen Freiräume zum Umsturz der bestehenden Ordnung ausnützen.

Der Angriff auf die Institutionen

Die Unsicherheit wird noch dadurch verstärkt, daß es in Kirche und Staat gerade die Institutionen sind, die dem Angriff der unablässigen Umgestaltung ausgesetzt sind. Wer den Umsturz der Dinge durch ständig neu anrollende Reformwellen herbeiführen will, tut gut daran, zunächst die überlieferten Institutionen zu »hinterfragen«, ihre Zweckmäßigkeit, Rationalität und Effizienz zu bezweifeln und den »Druck« »bewußt zu machen«, den sie auf Menschen ausüben können.

Jede Institution ist Menschenwerk und zeigt infolgedessen Schwächen und Fehler, jede Institution, auch die beste und notwendigste, kann mißbraucht werden. Je älter eine Institution ist, um so glaubhafter erscheint der Vorwurf der Verkalkung und Verkrustung; daß auch jahrhundertelange Erfah-

rungen darin ihren Niederschlag gefunden haben und daß im Laufe der Zeit viel Lehrgeld investiert worden ist, wird selten gesehen. Hat man erst einmal genug Unzufriedenheit erregt, hat man erst einmal die Stimmung verbreitet, es handle sich um eine veraltete, verknöcherte Institution, die ihren Aufgaben nur unzureichend gerecht wird, dann ist der Augenblick gekommen, die Legitimität der Ziele und Zwecke, um deretwillen die Institution geschaffen wurde, in Zweifel zu ziehen. So folgt der Strukturdebatte mit einer gewissen Zwangsläufigkeit die Debatte über »Verwertungszusammenhänge« und Existenzberechtigung einer Institution. Der inzwischen mobilisierte antiinstitutionelle Affekt sorgt dafür, daß diese Debatte ihre gehörige emotionale Aufladung erfährt.

Was dabei meist unberücksichtigt bleibt, ist der Umstand, daß Institutionen in der Regel entstehen, um das menschliche Handeln in geordnete, kontrollierbare Bahnen zu lenken, es von willkürlichen Entscheidungen möglichst freizuhalten, also um Rechtssicherheit zu gewährleisten. Daß Institutionen im Alltag der Gesellschaft Entlastungsfunktionen erfüllen, weil ohne sie eine Fülle von Fragen täglich, ja stündlich neu *ab ovo* durchgedacht und ausgehandelt werden müßten, wird als Ausfluß einer überholten bürgerlichen Anthropologie abgetan. Tatsächlich bewirkt das unaufhörliche Herumbasteln an den Institutionen nicht etwa mehr Freiheit und einen größeren Spielraum für die Entfaltung der Individualität, sondern das Gegenteil. Wo ständig geändert wird, ist nichts mehr durchsichtig, kann niemand mehr prüfen, niemand kontrollieren. Wenn nicht abzusehen ist, was morgen gelten wird, werden nur Verbrecher und Abenteurer ermutigt, mit vollem Einsatz zu spielen. Wo kein Vertrauen in die Dauerhaftigkeit der Normen und der Spielregeln wachsen kann, ist niemand in der Lage, sich auf das Morgen vernünftig einzustellen. Mit der Rechtssicherheit schwindet auch die Bereitschaft, sich langfristig zu engagieren, dahin. Wo kein Verlaß darauf ist, daß rechtmäßiges Handeln auch morgen noch straffrei, Unrecht auch morgen und verboten sein wird, schießt der Opportunismus ins Kraut, werden Rückversicherer gezüchtet, feiert die »vorauslaufende Anpassung« (an das vermeintlich morgen Gewünschte, Zeitgemäße, Karrierefördernde, Mediengerechte, Populäre usw.) ihre Triumphe. An anschaulichen Beispielen hierfür fehlt es in der Gegenwart nicht.

Mit alledem ist nichts gegen notwendige und sinnvolle Reformen gesagt, die Institutionen funktionsfähiger machen und von Mißbrauchsmöglichkeiten befreien. Aber sinnvoll kann eine Reform nur sein, wenn sie nach einem möglichst kurzen Durchgangsstadium einen neuen, besseren Zustand herbeiführt und mit der Gewähr einer gewissen Dauer ausstattet. Wenn Reformen, nach dem Rhythmus der Echternacher Springprozession verlaufen, kann dies nicht erreicht werden. Reformen, die nur Provisorien und Experimentalstadien etablieren, in denen die Willkür von Individuen und Kollektiven

beliebig wuchern kann, sind ebenso destruktiv wie Reformen, die ohne Gesamtkonzept und ohne eindeutige Richtung in Etappen eingeführt werden, so daß niemand weiß, wohin die Reise geht, und jeder die Erfüllung seiner eigenen Lieblingswünsche antizipieren zu können meint.

Auch ist kein Gegensatz zu dem (heutzutage meist in imperativischem Sinne zitierten) Satz »ecclesia semper reformanda« zu konstruieren. Reform der Kirche heißt zuerst Besinnung auf den Ursprung, auf den Willen des Stifters, auf das einmal geoffenbarte und anvertraute Wort. Institutionen und Aktionen der Kirche müssen sich nicht allein und nicht einmal in erster Linie an ihrer Effizienz messen lassen, sondern daran, ob sie dem Auftrag entsprechen, den die Kirche auszuführen hat und der ihre *raison d'être* darstellt.

»Zukunft« – ein Wort mit doppeltem Boden

Hier klappt der Gegensatz zwischen der Zukunftsorientierung des Zeitgeistes und der Zukunftsorientierung des Christen in seiner vollen Breite. Die christliche Kirche ist von Anfang an hingebunden auf ein kommendes Ereignis, ihr Daseinszweck ist die Erwartung der Wiederkunft ihres Herrn als des Richters über alle Menschen. Dieses Ereignis, auf das die Christenheit zugeht, unterscheidet sich freilich in fundamentaler Weise von jenen Ereignissen, die mit den Mitteln der Futurologie erforscht und mit Maßnahmen der Planung bestimmt werden sollen, indem es weder zu modifizieren noch abzuwenden, weder zu beschleunigen noch zu verzögern ist. Das Ereignis der Wiederkunft des Herrn entzieht sich jeder Verfügung durch Menschen, und gerade daraus gewinnt es seine Macht und seine Wirkung auf Menschen. Wer daran glaubt, daß der Gottessohn als Weltenrichter erscheinen wird, richtet sein eigenes Leben nun einmal anders ein als der, dem dieser Glaube nichts bedeutet.

Die Unverfügbarkeit der eschatologischen Zukunft begründet die Haltung hoffender Erwartung; und die Taten und Unterlassungen, die diese hervorbringt, werden durch die Aussicht bestimmt, vor dem Urteil des Richters bestehen zu können – zwar unter der notwendigen, aber nicht hinreichenden Bedingung der eigenen Bewährung, entscheidend aber durch das Erlösungswerk Christi selbst. Die zeitgenössische Überzeugung, daß die Menschheit bei gehöriger Anspannung ihrer Kräfte imstande (und im Blick auf ihre Überlebenschancen auch verpflichtet) sei, ihre künftigen Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, setzt eine ganz andere, nämlich eine verfügbare Zukunft voraus und begründet somit eine ganz andere Einstellung: die eines autonomen, durch Übereinkunft festzulegenden, zielorientierten und erfolgs-kontrollierten Handelns.

Das Wort Zukunft deckt somit zwei grundverschiedene Sachverhalte. Die Äquivokation stiftet Verwirrung und Mißverständnisse, wo sie als solche nicht erkannt und bedacht wird. (Karl Rahners Diktum von der »absoluten Zukunft« sucht wohl diesen Unterschied durch das Adjektiv sichtbar zu machen, zugleich aber das Zukunftspathos der Gegenwart aufzufangen und einiges davon einzuholen; die Resonanz auf diesen Versuch hat indes gezeigt, wie schwierig dergleichen ist, wie mühsam, ja fast aussichtslos.)

Fehlende Balance durch Geschichte

Ein weiterer Unterschied der »Lebensgefühle« in ihrem Verhältnis zur Dimension der Zeit wird durch die Rolle bestimmt, die die Vergangenheit in ihnen spielt. Unser Heil hat eine Geschichte: Die Ankunft des Erlösers in dieser Welt wurde vorbereitet durch das Alte und wird überliefert durch das Neue Testament. Es gibt eine Kontinuität der beiden Testamente, beide interpretieren sich gegenseitig. Der Gott des christlichen Credo ist auch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Gott hat gewollt, daß sein Bund mit den Menschen in historischer Zeit begründet und erneuert wurde; er hat seinen Sohn nicht in unkenntlich-grauer Vorzeit, nicht im Nebel mythischer Ferne, sondern im klaren Lichte bewußt erfahrener und aufgezeichneter Geschichte auf diese Erde gesandt. (Die weit überzeichnende Genauigkeit, mit der die Geburt Jesu und der Beginn seines öffentlichen Wirkens in den Evangelien datiert werden, ist gewiß kein »Zufall«.) Insofern ist das Christentum eine geschichtliche Religion von seinem Ursprung an.

Aber auch die zwei Jahrtausende ihrer eigenen Geschichte kann die Christenheit nicht einfach aus ihrem Gedächtnis streichen. Sie lebt aus dem Strom der Überlieferung und ist verpflichtet, ihn weiterzugeben an kommende Generationen. Sie kann sich von ihrer Geschichte nicht befreien, so lästig ihr manche Perioden und Ereignisse dieser ihrer Geschichte geworden sein mögen, und sie sollte nicht dem Irrtum anheimfallen, Geschichte könne »bewältigt« werden – sei es durch das postume Ausradieren (»Ungeschehenmachen«) vergangener Taten, die inzwischen als Fehler oder Sünden erkannt und beklagt werden, aus dem Buch der Geschichte, sei es durch Anklagen und Schuldvorwürfe gegen die Akteure solcher Geschehnisse.

Daß der Vatikan die islamischen Fahnen, die von der Armada des Juan d'Austria in der Schlacht von Lepanto erobert wurden, vierhundert Jahre später ausgerechnet an die Regierung der laizistisch-kemalistischen türkischen Republik zurückerstattete, die bis heute den Patriarchen von Konstantinopel in einer Art Konfinierung im Phanar eingesperrt hält, war ein Vorgang, dessen noble Motive kaum zu bestreiten sind; aber welcher grotesk-ironische Widerspruch angesichts der in zweifacher (christlicher und mono-

theistischer) Hinsicht ökumenischen Konstellation! Die Türkei war denn auch klug genug, das Ganze mit möglichst lautlosem Dank über die Bühne gehen zu lassen.

Die Methode der Sowjetführung, alle paar Jahre Geschichtsbücher und Lexika umzuschreiben und dem jeweiligen Stand der Partei-Dogmatik anzupassen, beispielsweise Stalin im »Großen Vaterländischen Krieg« einmal als siegreichen Feldherrn, dann als Schuldigen für alle Versäumnisse der Kriegsrüstung und der Kriegsführung und schließlich wieder als den erfolgreichen Staatsmann darzustellen, unterscheidet sich aber nur in Absicht und Methode von solchen Akten »historischer Wiedergutmachung«. Gemeinsam ist der am untauglichen Objekt unternommene Versuch, Geschichte nachträglich ändern zu wollen, dem Verlauf der Dinge eine Korrektur angedeihen zu lassen, die aus der Sicht *ex post* wünschenswert erscheint.

Eine Kirche, die sich als Kirche aus Heiligen und Sündern versteht, muß auch die Last der unkorrigierten und unkorrigierbaren Vergangenheit zu tragen bereit sein. Die Erfahrungen, die sie mit sich und anderen im Laufe ihrer Geschichte gemacht hat, sind ja nicht beliebige, von einem blinden Schicksal verhängte, sondern vom Herrn der Kirche zumindest zugelassene Erfahrungen. Sie stellen einen ungeheuren Schatz der Erkenntnis dar, freilich nur für den, der nicht darauf ausgeht, Toten den Prozeß zu machen (was insofern verlockend ist, als es den eigenen »Hochstand« und die Illusion eines womöglich unaufhaltsamen »Aufstieges« suggerieren kann), sondern das Geschehene aus den Bedingtheiten und Motiven der handelnden Person zu verstehen sucht.

Das Interesse an Geschichte ist nach allgemeinem Eindruck in Welt und Kirche am Schwinden. Die »große Vorlesung« über Epochen und Täter, die früher das Bild der Hochschulen weithin bestimmt hat, gibt es nicht mehr. Daß jemand erforschen will, wie es einmal gewesen ist, und daran ein ganzes Leben voller Askese und Arbeit wendet, begegnet immer weniger Verständnis. Auch Theologiestudenten finden Kirchengeschichte nicht sehr wichtig; Kenntnisse aus der Psychologie oder den sozialwissenschaftlichen Fächern erscheinen ihnen förderlicher. Als geradezu »allergisch gegen den Geschichtsunterricht« erwiesen sich bei einer Umfrage in Mainz Oberschüler und Berufsschüler; Dreiviertel der befragten Zwölfkläßler lehnten den Geschichtsunterricht ab².

Wahrscheinlich handelt es sich hier ganz allgemein um einen Rückschlag auf die deutsche Entwicklung in den letzten hundert Jahren. Früher nahmen die historischen Wissenschaften einen zentralen Platz ein, nicht nur in der akademischen Lehre und Forschung, sondern auch im politischen Bewußtsein der Nation. Man betrieb Geschichte, um sich der nationalen Identität

² »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 31. 8. 1972, S. 7.

tität zu vergewissern, um die Daseinsberechtigung und die Ansprüche der »verspäteten Nation« zu begründen, um den Appell an Opfersinn und Dienstbereitschaft durch große Vorbilder zu unterstützen, um – zumal in schlechten Zeiten – sich und andere aufzurichten an den Großtaten der Väter.

Aber so sehr diese manchmal übertriebene Beschäftigung mit Geschichte motiviert gewesen sein mag durch den Wunsch nach Legitimierung der (damaligen) Gegenwart, so unwiderstehlich hat sie auch dazu geführt, daß die Zwangsläufigkeit und die Bedingungen des geschichtlichen Wandels aller Welt Dinge dramatisch vor Augen geführt und dem Bewußtsein eingeprägt wurden. Vor allem hat der Überhang geschichtlichen Wissens einst etwas erbracht, was wir heute – nicht nur in der politischen Bildungsarbeit – schmerzlich vermissen, was sich auch schwer in konzise Begriffe einfangen läßt und was vielleicht am ehesten in Burghard Freudenfelds Wort von der »Sinnlichkeit der Politik« erfaßt werden kann: Politische Bildung ist bei uns nicht zuletzt deshalb so trocken, langweilend und wirkungsarm geworden, weil das Reden darüber immer abstrakter, idealisierend und unanschaulicher und das politische Geschehen selbst immer weniger sinnhaft erfahrbar geworden ist.

Es war schon immer ein Handicap der neuen Demokratien, daß sie der symbolkräftigen Ausdrucksformen und Herrschaftszeichen entraten mußten, die den Monarchien durch den goldenen Glanz der Krone, den Diktaturen durch den stählernen Glanz des Schwertes zuteil werden. Diese Feststellung hat nichts mit Romantik oder gar mit einer Hinneigung zu Monarchie oder Diktatur zu tun; sie resultiert aus der Beobachtung und wird von Bedauern begleitet. Um so mehr gilt: Wenn die Demokratie nun auch noch auf den Bildervorrat der Geschichte verzichtet, wenn sie ihren Staatsbürgern die Vertiefung in geschene Taten und Ereignisse, in die Fülle des tragischen, verworrenen, ruhmreichen Lebens der Vergangenheit erspart, wenn sie damit der Kontrastfolie für ihre eigenen Aktionen ermangelt, kann es nicht wundernehmen, daß die öffentlichen Formen ihrer Selbstdarstellung sich allmählich auf Staatsbegräbnisse reduzieren. Aber wen hätten Trauerakte schon für eine Staatsform enthusiastiert?

Zukunftsorientierung als Alibi?

Mag die Geschichte in früheren Epochen überschätzt worden sein – heute wird sie sicherlich zu niedrig bewertet. Eine Gesellschaft, die mit ihrem Sinnen und Trachten so sehr auf die Zukunft gerichtet ist wie die unsrige, hat dann aber nichts dringender nötig als einen kompensatorischen Ausgleich durch Beschäftigung mit der Vergangenheit, bei der ja mehr von der Kon-

tingenz des menschlichen Planens, von der Verselbständigung menschlicher Planungen und damit vom Scheitern der Planer als von deren Ans-Ziel-Gelangen zu erfahren ist. Was der heutigen Zukunftsorientierung so viele eskapistische und illusionistische Züge verleiht, ist das Fehlen der nötigen Balance durch Erfahrungen der Vergangenheit. Indem Geschichte – nach dem Wort Jacob Burckhardts – nicht klüger macht für ein nächstes Mal, sondern weise für immer, verleiht sie die Einsicht, daß menschliches Handeln, so zielstrebig und planvoll es begonnen werden mag, stets durch die Umstände seiner Verwirklichung modifiziert wird – und gerade dann modifiziert werden muß, wenn es sein eigentliches Ziel erreichen will.

Für viele ist das Reden von Zukunft, das Denken in Zukunftskategorien und das Planen von Zukunftsmöglichkeiten allerdings nur ein anspruchsvolles Alibi dafür, daß sie sich den Notwendigkeiten der Gegenwart (des »Alltags«, der »Banalität«) nicht stellen wollen. Früher mag es die Versenkung in die Geschichte gewesen sein, die einen Ausweg eröffnete, auf dem man sich die Finger vielleicht staubig, aber jedenfalls nicht schmutzig zu machen brauchte. Nicht nur für die Apostel der »großen Weigerung« ist Beschäftigung mit reinen Zukünften zu einer gigantischen Apparatur der Entpflichtung von den unerfreulichen Verantwortungen der Gegenwart geworden. Das gilt auch für mancherlei Futurisches und Futurologisches im kirchlichen Bereich, wie ja auch die Tendenz zur weniger strapaziösen Fernstenliebe gegenüber der handfest-praktischen Nächstenliebe vom weltlichen (Entwicklungshilfe vor Krankenpflege) in den kirchlichen (Misereor vor Caritas) Bereich durchschlägt.

Da auch die Anhänger der »großen Weigerung« das Bedürfnis verspüren, sich – und sei es vor sich selbst – zu rechtfertigen, muß die Gegenwart (das Bestehende, das »System«, die »herrschende Gesellschaft«) als korrupt und schmutzig, als repressiv und inhuman denunziert werden. Die moralische Spannung zwischen dem hohen Zukunftsanspruch und dem banalen Sich-versagen gegenüber den Erfordernissen der aktuellen Gegenwart statten diese Gegenwartsdenunziation und die daran geknüpften Argumentationen der Rechtfertigung mit einem eigentümlich schrillen Pathos aus. (Die Debatte über den Umweltschutz liefert eindrucksvolle Beispiele hierfür.)

Keine Lehre, die zu vermitteln Geschichte fähig ist, ist besser durch Tatsachen belegt (und sollte daher auch mehr beherzigt werden) als die, daß über die Gestaltung der zukünftigen Dinge in der jeweiligen Gegenwart entschieden wird – und zwar mitunter an ganz unscheinbarer, von niemandem vermuteter Stelle. Erst im Rückblick, wenn überhaupt, erweist es sich, auf welchen Katzenpfoten die großen, alles bewegenden Ursachen in die Welt eingetreten sind. Werner Heisenberg hat in seiner Festrede zur Fünfhundert-Jahrfeier der Universität München eindrucksvolle Beispiele hierfür zitiert: Immer wieder in der Geschichte der Naturwissenschaften und

der Technologie haben Außenseiter, die keinerlei öffentliche Förderung genossen, weil ihre Vorhaben ohne praktische Bedeutung zu sein schienen, jene Entdeckungen gemacht, die sich im Rückblick als die eigentlich entscheidenden erwiesen haben. Wäre alles rational »durchgeplant«, nach rein wissenschaftlichen Kriterien durchorganisiert gewesen, hätten solche Außenseiter keine Chance gehabt, wären solche Überraschungen nicht »passiert«. Die Welt wäre ärmer geblieben.

Wenn wir überleben wollen, müssen wir die Konsequenzen bedenken, die unser Tun und Lassen in der Zukunft haben wird. Wir dürfen uns aber nicht einreden lassen, daß es darauf ankomme, die Zukunft nach fixem Plan zu konstruieren. Geschichtliche Erfahrung wird als Gegengift dringend gebraucht, um die Schäden auszugleichen, die durch monomanische Zukunftsorientierung hervorgerufen werden³. Nicht zur Legitimierung des Gewordenen und daher Bestehenden wird Geschichte benötigt, sondern zur Offenhaltung unserer Konzepte der Gegenwart, in der sich Zukunft entscheidet. Wer nicht im Blick hat, wieviele Zukünfte im Lauf der Jahrhunderte untergegangen sind, wird auch die unsrige nicht finden können.

³ Hierzu Thomas Nipperdey, Über Relevanz. In der Festschrift für Hans Herzfeld. Berlin 1972, bes. S. 23 ff.